

deren Vorsteher einmal ein Bauer Rogisch genannt wird. Welchen Zweck dieselbe erfüllt, erzählt man leider nicht. Kirchenfahrten für Prozessionen, für „Umgänge“ sind vorhanden, denn des öfteren braucht man neue „Fananstangen“. Die jährlichen Kirchrechnungen erfordern die auch später

noch fortbestehenden Ausgaben für Essen und Trinken, kurz, das ganze Bild des Lebens in der Kirchgemeinde trägt dieselben Züge, wie wir sie in den ersten Jahrzehnten nach der Reformation uns aus den Rechnungsbüchern der Kirchväter rekonstruieren können. Die einzige wirklich we-

sentliche Ausbeute aus denselben ist, daß man die Namen der beiden letzten katholischen Pfarrer erfährt, und damit die Reihe der hiesigen Pfarrherren von 1532 an, also fast genau 400 Jahre lückenlos fortführen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Ein aussterbender Waldbaum

Einer unserer eigenartigsten und wertvollsten, freilich auch seltensten Waldbäume, ist die Eibe (*Taxus baccata*), die leider im deutschen Walde zum Aussterben verurteilt ist. Immer wieder tauchen in Zeitungen und Zeitschriften kurze Notizen über ihr Vorkommen auf, sodas es angebracht erscheint, einmal etwas mehr über sie zu erfahren.

In seinem vollstümlichen Werke „Die Welt der Pflanze“ widmet Francé der Eibe eine kurze Betrachtung, in der er sagt: „Sie muß einst im Bereich der deutschen Zunge häufiger gewesen sein; darauf deuten die vielen Ortsnamen, die mit Eibe oder Ibe zusammengesetzt sind, darauf deuten auch die vielen abergläubischen Gebräuche, die sich an die bekanntlich giftige Eibe knüpfen, darauf deutet nicht zuletzt, daß sie einst ein Nutz- und Wertholz war, aus dem unsere Vorfahren die besten Bojen schnitten“.

Heute gibt es nur noch an ganz wenigen Stellen im Walde eingesprengt die eine oder andere Eibe oder auch einmal kleinere Bestände, deren Exemplare sich zählen lassen. Der Baum ist richtig ein Einsiedler des Waldes geworden. Als Naturheiligtümer geschützt werden die wenigen Stellen, an denen er noch ein „Wäldchen“ bildet. Ein solches ist den Harzwandlern bekannt im Bodetal, ein anderes liegt bei Vaterzell in Oberbayern. In kleineren Beständen ist die Eibe auch sonst in den Oberbayerischen Alpen zu finden, ferner im heffischen Wertatal und im Eisenacher Oberland. Im Eichreider am Kurischen Haff, wo sonst nur Ulmen, Eschen und Schwarzerlen stehen, gibt es auf sandigen Hügeln vereinzelte umfangreiche Prachtexemplare. Als größter deutscher Eiben-„Wald“ galt der westpreussische Fiesbusch in der Tucheler Heide; wir haben diese Kostbarkeit wie so vieles durch die Gebietsabtretung verloren. Die Zahl aller Eibenbäume in ganz Deutschland schätzte man auf kaum 7 000.

Eine schöne Gruppe Eiben befindet sich unweit Dresden auf dem Lederberg bei Oberschlottwitz, also in einer Gegend, die infolge der Hochwasserkatastrophe des Müglitztales noch immer das Ziel zahlloser Wanderer ist.

Wieviele hundert Jahre mögen diese Eiben alt sein? Einen zweihundertjährigen Stamm kann ein Kind umarmen. Von alten Bäumen wächst dieser Nadelbaum am langsamsten! Wie alt er werden kann, mag die „heilige Eibe“ auf dem Friedhofe zu Yorkshire bezeugen: man mißt ihr 3—4 000 Jahre bei. Freilich hat dieses Alter ein Drachenbaum der Insel Teneriffa übertroffen, der bei 22 Meter Höhe und 13,5 Meter Umfang auf 5—6 000 Jahre geschätzt worden ist. Vor zwei Menschenaltern fiel er einem Orkan zum Opfer. Für Deutschland, wie

überhaupt für Europa gibt es jedoch keinen Baum, der älter wird als die Eibe. In Katholisch-Hennerdorf in Schlesien steht eine Eibe, der man etwa 1 400 Jahre gibt. 600 Jahre älter noch ist eine Eibe, die im Laufinger Gebirge dicht an der Grenze bei Krombach unweit Zittau steht. Die stärkste der Lederberg-Eiben, ein stattliches Exemplar, schätzt man auf 1000 Jahre; sie ist also noch ein jugendliches Fräulein, das sich übrigens ein wenig abseits vom eigentlichen „Eibenbain“ postiert; hat und sich gern suchen läßt. Vereinzelt finden sich die seltenen Nadelbäume im Müglitztale auch bei Burkhardtswalde-Maxen, ferner im Lockwitzgrund, im Seidewitztal und im Tale der westlichen Bahra bis zum Schärfling. Auf dem Friedhofe von Rabenau stehen rings um die Kirche vier Eiben, die einen Umfang von 80, 97, 100 und 140 Zentimeter haben, also noch im Kindesalter leben, obwohl auch die Gabel deffen, der sie einst angepflanzt hat, längst zur Erde eingegangen sind. Besonders die letzte ist ein stattlicher Kerl, dem örtliche Schätzung bereits 800 Jahre zu zählt.

Das reichliche Auftreten der Eibe im Ostteil des östlichen Erzgebirges läßt, wie Professor Raumann schreibt, auf ein besonders günstiges Winterklima schließen, denn die Existenz der Eibe soll in Frage gestellt sein, wenn das Januarmittel unter 4,5 Grad sinkt. Der frühere Raubbau (Ihr elastisches Holz ergab die besten mittelalterlichen Schießzeuge, Bojen und Armbrüste) hat ihre heutige Seltenheit auf dem Gewissen. Vielleicht auch ist die neuzeitliche Forstwirtschaft daran mitschuldig, da unser als Unterholz am besten wachsender Eibenbaum ein rücksichtsloses Freistellen und besonders ein Austrocknen der Bodentrume nicht verträgt. Auch Sturm macht die jetzige Waldwirtschaft für das allmähliche Verschwinden des langsam wachsenden, niedrig bleibenden Baumes verantwortlich.

An und für sich ist das Verbreitungsgebiet der Eibe groß. Professor Conventz gibt als Ostgrenze Livland und Estland, im Süden Podolien, die Krim, den Kaukasus, im Norden Schweden (bis zum 61°), im Westen Schottland als Grenzen an. Francé hält es für möglich, daß die Eibe im naturgeschichtlich noch wenig erforschten Rußland noch größere Wälder bildet. In Deutschland kann man jedoch nirgends von einem Eibenwald sprechen. Weder der Weilheimer Eibenbain in der Nähe von München, noch die Bäume der Rhön oder die paar hundert Eiben im Bodetal erfüllen die Voraussetzungen des Beariffes „Wald“.

Das Holz der Eibe ist im Gegensatz zu allen anderen Nadelhölzern harzfrei und ungemindert fest. Aus ihm schnitzten die Alten ihre Opferaltäre, wie sie den Baum auch als

Todesbaum verehrten und allerlei Kult mit ihm trieben. Das schwere, in der Urzeit auch zu Zaubereien gebrauchte Holz enthält wie die Nadeln ein giftiges Alkaloid, das Taxin, das Vberden, die vom Laube fressen, gefährlich wird. Von alters her werden aus den Nadeln ähnlich wie aus denen des Sadebaumes Tränklein gebraut, die dunklen Zwecken dienen sollen. Hilft es auch nichts, so erklärt der Aberglaube doch wenigstens die traurige Erscheinung, daß man in kindlichen Gegenden die Taxusbecken wie die genannte Juniperusart meist arg „berupft“ und dadurch vernichtet vorfindet. Gegen Dummheit kämpfen bekanntlich Götter selbst vergebens.

In Anlagen und Gärten und auf Friedhöfen wird die Eibe als symbolisches Ziergewächs gern angepflanzt. Ist sie als Waldbaum leider dem Aussterben verfallen, so lebt sie als Schmuck- und Gedächtnisbaum doch in zahlreichen Einzelexemplaren weiter. Tiefdunkelgrün und glänzend sind ihre Nadeln, reizend sehen die roten Fruchthüllen, die den schwarzblauen Samen ummanteln, aus, denn nicht Zapfen wie die anderen Nadelhölzer, sondern Beeren tragen die Eiben. Freilich, das ehrwürdige Alter der aussterbenden Waldreden, von denen einzelne alle Siedlungen menschlicher Kultur, ja alle bekannte Geschichte der Menschheit überlebt haben, erreichen die Eiben der Anlagen nie. Dazu stellen sie an Standort und Umgebung Ansprüche, für die moderne Kulturen nichts übrig haben. Um so mehr sollte man den Waldesiedler schonen und hegen, wo immer man ihn auch findet. (Heimatschutz.)

Die Pflanzen im Winter.

Nicht nur der Sommer, auch der Winter erfordert die Aufmerksamkeit für die heimische Pflanzenwelt. Zum zweiten Male im November noch blühende Veilchen und Schlüsselblumen waren in diesem schönen Spätherbst nichts seltenes, bis um die Mitte des Nebelmondes die dichte Schneedecke die Bodenflora verhüllte. Nimmt Tauwetter den Schnee weg, so kann man unter Umständen die genannten typischen Frühlingsblumen wieder finden; ganz bestimmt aber blüht unter dem Schnee das eine oder andere Gänserjöl. Auch Moose, Algen, Flechten bieten gutes Beobachtungsmaterial. Und an den lahl stehenden Bäumen und Sträuchern sehen wir, wie ihre Zweige mit tausend Augen wachen und nicht schlafen, wie man meist glaubt. Gerade nach dem Laubfall läßt sich am besten feststellen, daß die Augen, die Knospen, die jungen Triebe also, bereits vorhanden sind, daß sie demnach im Laufe des Sommers und Herbstes sich gebildet haben müssen und nicht erst